

Marie hob das Körbchen stillschweigend und mit Thränen in den Augen auf und ging weiter. Ihr Vater hatte nicht einmal einen Stab für die Reise, Marie nichts als das Körbchen. Mit nassen Augen sah sie wohl hundertmal nach ihrem väterlichen Hause zurück, bis es, sowie zuletzt auch das Schloß und die Spitze des Kirchturms hinter einem waldigen Hügel aus ihren Augen verschwand.

Nachdem der Gerichtsdienner Marie und ihren Vater am Grenzsteine der Grafschaft tief im Walde verlassen hatte, setzte sich der alte Mann, müde von Kummer und Schmerz, nieder auf den Stein, der dicht mit Moos bewachsen und von einer hundertjährigen Eiche beschattet war.

„Komm, meine Tochter,“ sagte er und schloß Marie in seine Arme, legte ihr die Hände zusammen und hob sie mit den feinigem empor, „vor allem laß uns Gott danken, daß er uns aus dem finsternen, engen Kerker wieder herausgeführt hat unter seinen freien Himmel und an die freie Luft; daß er unser Leben gerettet und Dich, liebes Kind, mir wiedergeschenkt hat.“

Der Vater richtete seine Blicke zum Himmel, der hell und blau durch das grüne Eichenlaub glänzte, und betete mit lauter Stimme: „Lieber Vater im Himmel! Du einziger Trost Deiner Kinder auf Erden! Du mächtiger Schutz aller Bedrängten! Nimm unseren vereinten Dank für unsere gnädige Errettung aus Ketten und Banden, aus Gefängnis und Tod! Nimm unseren Dank für alle Wohlthaten, die uns auf diesem Boden zu teil wurden. Denn wie könnten wir diese Grenzen verlassen, ohne vorher dankbar zu Dir aufzublicken. Sieh, bevor wir den fremden Boden betreten, stehen wir noch zu Dir! Blicke herab auf einen armen Vater und sein armes, weinendes Kind!“